

**Von Heidelberg über Lauffen am Neckar und Stuttgart nach Duino
- eine literarische Gedankenreise mit Hölderlin und Rilke**

HEIDELBERG

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlichschönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Feme schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische,
Schicksalskundige Burg nieder, bis auf den Grund
Von den Wettern zerrissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Tal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold.
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.



Heidelberg und Hölderlins Gedicht - von dem ich später erkennen lernte, dass es sich um eine Ode handelt – waren Anlass und Ziel einer Radtour, die mich im Frühjahr 1966 im Alter von 16 Jahren mit einer Klassenkameradin von Nagold über Maulbronn, Marbach und Bad Wimpfen am Neckar entlang führte.

Unserem Deutschlehrer in der sechsten - heute zehnten - Klasse - war es gelungen, uns beide so für Literatur zu begeistern, dass wir eine Ausfahrt auf den Spuren deutscher Literatur unternahmen und schließlich auf der *Alten Brücke* Hölderlins Text aufsagten: für die ersten fünf Strophen wechselten wir uns ab, die Strophen sechs und sieben wurden von meiner Freundin gesprochen, denn sie gingen ja auch vom Satzbau her ineinander über – ob wir dafür den Begriff Enjambement schon kannten, weiß ich nicht – und die letzte Strophe sprachen wir zusammen.

„Wie von Göttern gesandt, fesselt ein Zauber einst auf die Brücke mich an ...“ (im April 1966)

Eigentlich war mir der Text im Unterricht dadurch aufgefallen, dass er die typischen Elemente eines Gedichts, die ich bis dahin kannte, gar nicht aufweist: keine Reime – kein regelmäßiges Auf und Ab der Betonungen (also kein Metrum!?) – und dann gehen auch noch viele Zeilen inhaltlich und sprachlich in die nächste über, zum Beispiel „*und es bebte / aus den Wellen ihr lieblich Bild*“ (Str. 5) oder „*freundliche Wälder / rauschten über die Burg herab*“ (Str. 7).

Ob Hölderlin nicht besser dichten konnte und seinen Text deshalb in der ersten Strophe als „*ein kunstlos Lied*“ bezeichnete?

Falls wir diesen naiven Blick auf die Form des Gedichts tatsächlich hatten – so wurde er uns einige Jahre später für immer genommen, denn wir studierten Germanistik in Tübingen: Gila wohnte in der Bursagasse zwischen Stiftskirche und Hölderlinturm – ich in der Gartenstraße nahe der Neckarbrücke. Wenn ich mich weit genug aus dem Fenster lehnte, sah ich den Schatten des Hölderlinturms im Neckar.

Wir erkannten also, dass dieser von uns pubertär verehrte Hölderlin zweifellos ein bedeutender Poet ist, und im Deutschen Seminar an der Wilhelmstraße – einem gar nicht poetischen Gebäude aus den fünfziger Jahren – lernten wir Hölderlins Werk zu analysieren und zu interpretieren. Als wichtigstes Handwerkszeug hatten wir im Bücherregal die *Poetik in Stichworten. Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe*, 1972 in der 4. Auflage im Verlag Ferdinand Hirt in Kiel erschienen.

Darin wird auf den Seiten 110 und 111 die erste Strophe aus „Heidelberg“ als Beispiel für die kunstvolle (siehe da!) Gestaltung einer Ode im asklepiadeischen Versmaß zitiert:

Lange lieb‘ ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,

Das Metrum zeigt in allen Versen einen Wechsel von Trochäen und Daktylen

[betont – unbetont – und danach betont- unbetont - unbetont: /v/vv/]

Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,

entscheidendes Kennzeichen ist die Mittelzäsur in den ersten beiden Versen

[also Z - ein Einschnitt in der Mitte: /v/vv/ Z /vv/v/]

Du, der Vaterlandsstädte

Der dritte Vers hat weiblichen, die anderen Verse haben männlichen Abschluss

[heute sagt man ‚klingend‘, wenn auf eine betonte noch eine unbetonte Silbe folgt; und wenn am Ende eine Betonung ist, nennt man es stumpf]

Ländlichschönste, soviel ich sah.

Die ersten beiden Verse sind gleich gebaut, der dritte wiederholt deren erste Hälfte, nur mit weiblichem Abschluß, der vierte erweitert ihn mit einem männlichen.

Schema:

/v/vv/ Z /vv/v/

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,

/v/vv/ Z /vv/v/

Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,

/v/vv/v

Leicht und kräftig die Brücke,

/v/vv/v/

Die von Wagen und Menschen tönt

Sieht man sich das Schema an und betrachtet dazu die zweite Strophe, erkennt man deutlich, dass Hölderlin den hohen formalen Ansprüchen eines antiken Dichters gewiss gewachsen war – [Asklepiades dichtete um 270 v. Chr. auf Samos], und sucht man nach der Definition des Begriffes *Ode* – die seltsamer Weise erst 30 Seiten später erscheint - erfährt man, dass diese im Unterschied zum Lied und zur Hymne auch im Gehalt bestimmte Erfordernisse aufweist:

„Größe und Würde der ergriffenen Themen (Liebe, Freundschaft, Natur, Vaterland, Welt, Gott) verlangen Gehobenheit der Sprache und als Bindung für die pathetische Aussage den festen metrischen Rahmen. Ohne diesen ist Abgrenzung gegen die Hymne nicht möglich. Freirhythmische Gebilde gehören daher nicht zur Kunstform der Ode.“ [Poetik, S.142]

Mein Eindruck vor dem Germanistik-Studium, mit 16 Jahren, es liege bei *Heidelberg* kein Metrum zu Grunde, war also falsch.

Auch das ebenfalls in *Aglaia. Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1801* veröffentlichte Gedicht „Der Neckar“, das Prof. Häcker vor kurzem so eindrucksvoll, sinngestaltend als podcast auf die Website des Sindelfinger Literaturklubs eingesprochen hat, ist eine Ode – mit einem etwas anderen strengen Versmaß, ohne Mittelzäsur. Es folgt dem Vorbild des griechischen Dichters Alkaios, der um 600 v. Chr. wie die Dichterin Sappho auf Lesbos wirkte.

Das von Frau Dobler-Coyle kommentierte Gedicht *An Neuffer* aus dem Jahre 1794 verwendet noch traditionelle vierzeilige Strophen mit Kreuzreimen, während *Hälfte des Lebens* – 1803 für den Druck durchgesehen und am 23. April 2020 von Dr. Vogt für unsere Website analysiert – eine eigene freirhythmische Form in zwei Strophen aufweist, mit auffällig kurzen Versen, und somit weder als Lied noch als Ode oder Hymne bezeichnet werden kann.

Was wurde uns aber über Hölderlins Leben und seine dichterischen Intentionen an der Eberhard-Karls-Universität vermittelt? –

Wie es in der Folge der 1968er Studentenbewegung üblich war, wurden biografische Details in historische, ideologische Zusammenhänge eingeordnet, sodass eine Person wie Hölderlin Gefahr lief als ‚tragisch Verliebter und später Verrückter‘ zur Seite geschoben zu werden. Es gab aber auch Forschungsansätze, bei denen das ungewöhnliche Verhalten Hölderlins als Aufbäumen gegen die gesellschaftlichen Bedingungen seiner Zeit gewertet wurde.

Während Professor Beißner streng werkimmanent vorging, weshalb seine Vorlesungen boykottiert wurden, und Jochen Schmidt, Akademischer Oberrat, in seinen Seminaren Hölderlin als gemäßigten, demokratisch gesinnten linksliberalen Schriftsteller charakterisierte – der sehr gut in Willy Brandts Kabinett gepasst hätte –, wurde außerhalb der Universität, in den Sitzungen der Tübinger Hölderlin-Gesellschaft und am Staatstheater Stuttgart, ein radikaleres Hölderlin-Bild gezeichnet.

Pierre Bertaux (1907 – 1986), Sohn eines Germanisten, in dessen Haus Joseph Roth, Thomas und Heinrich Mann verkehrten, selbst einer der führenden Persönlichkeiten der Resistance in der unbesetzten Zone Südfrankreichs und später Professor für Germanistik an der Pariser Sorbonne, besuchte schon vor seiner Emeritierung 1981 immer wieder Tübingen und war im Vorstand der Hölderlin-Gesellschaft. Er hatte sich seit seiner Dissertation 1936 unablässig mit Hölderlin beschäftigt – und auch mit Goethe. Für ihn war Hölderlin ein radikaler Revolutionär auf Seiten der Robespierre treuen Jakobiner, sein Wahnsinn „bewusster Ausstieg aus der Gesellschaft, Maskierung vor Mutter und Umwelt“. [Nachruf auf Bertaux im *Spiegel* 34, August 1986, <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13519999.html>]

Auch Peter Weiss (1916 - 1982) - ein Schüler Brechts - bringt in seinem 1971 uraufgeführten Stück *Hölderlin* einen revolutionären Denker auf die Bühne, der im Unterschied zu Hegel und Fichte seine Ideen nicht verraten will, sondern sich lieber ins Verstummen flüchtet. Am Ende seines „Thrauer-Spiels“ tritt der junge Marx in den Turm des alten Hölderlin. „Er ist der Sendbote einer besseren, zukünftigen Welt. Er heißt hoffen. Zur Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeiten, tröstet er den in der Isolation verstörten Dichter, kann der poetische Visionär genauso beitragen wie der revolutionäre Theoretiker“, so vermittelt dies der *Spiegel* im September 1971. [<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43144199.html>]

Um sich selbständig und selbstbewusst mit solchen Thesen auseinandersetzen zu können, reichte es natürlich nicht, einige wenige Gedichte zu untersuchen, am Hölderlinturm vorbei Stocherkahn zu fahren und sich über Hölderlins ‚klassenüberschreitende‘ Liebesbeziehung zu der Frankfurter Bankiersgattin Susette Gontard Gedanken zu machen. Und ich als einundzwanzigjährige Studentin konnte das schon gar nicht.

Aber ich kaufte mir in dem Alter nicht nur die Suhrkamp-Ausgabe von Peter Weiss' *Stück in zwei Akten*, sondern auch die preisgünstige, einbändige Sonderausgabe des Europäischen Buchclubs *Friedrich Hölderlin. Werke – Briefe – Dokumente. Ausgewählt sowie mit einem Nachwort und Erläuterungen versehen von Pierre Bertaux. Stuttgart – Zürich – Salzburg o.J.*

Und in seinem Nachwort konnte ich dann und kann ich noch heute erkennen, dass Bertaux sich auch detailliert mit Form und Inhalt von Hölderlins Texten beschäftigt hat:

„Es gibt nicht nur einen Rhythmus der Laute, sondern auch einen Rhythmus der Vorstellungen; die Verflechtung der beiden Rhythmenarten macht die Kunst des Dichters aus. Man verfolge zum Beispiel den Aufbau der zweiten Strophe der Ode *Heidelberg: Wie der Vogel des Walds* ...



Hölderlin verfährt wie ein Zeichner, besser wie ein japanischer Maler, der zuerst mit leichtem Pinsel einen Bogen zeichnet: ist es der Flug eines Vogels, der sich über die Wipfel der Bäume hinwegschwingt? Doch unter der Kurve glänzt bald sein Spiegelbild im Wasser; also ein Strom, und – leicht, kräftig und sicher gebaut eine Brücke; [...] Und jetzt belebt der Zeichner die Brücke mit einzelnen Gestalten: Wagen, Menschen. Schließlich, mit der allerletzten Silbe ‚tönt‘, gewinnt das Schwingen des Anfangs eine neue Dimension, die des Lauts, der im Schweigen am Ende der Strophe wie eine angezupfte Saite ausklingt.“ [op.cit., S.843f.]

Ist Bertaux' Analyse der zweiten Strophe nicht selbst ein beeindruckendes Kunstwerk?

Betrachten wir nun – leider nicht ganz so kunstvoll wie Bertaux - noch andere wesentliche Elemente der *ländlichschönsten* der *Vaterlandsstädte* - mit Sicherheit sind das Begriffe, die Hölderlin selbst geprägt hat! -

Emotionale Beziehungen verbinden sich mit real existierenden Objekten: das lyrische Ich *fesselt* ein Zauber, es *reizt* die Ferne, es wird *traurigfroh* [eine solche sich scheinbar widersprechende Formulierung benennt der Germanist / die Germanistin mit dem griechischen Wort Oxymoron, auf Deutsch eine ‚scharfsinnige Dummheit‘].

Während die von Menschenhand erstellte Burg als übermenschlich beschrieben wird – *schwer, gigantisch, schicksalskundig* - erhalten natürliche Erscheinungen menschliche Eigenschaften, d.h., sie werden personifiziert: Der Neckarstrom wird als Jüngling bezeichnet, der Efeu grünt *lebendig*, die Wälder sind *freundlich*, und auch die Gassen lehnen sich *fröhlich* an den Hügel.

Zum Abschluss könnte man noch bemerken, dass Hölderlin ab der dritten Strophe in seinen Schilderungen Vergangenheitsformen (Präteritum und in Strophe 5 sogar Plusquamperfekt) verwendet, wodurch die Zeiten überdauernde Dimension des Gesamteindrucks verdeutlicht wird und wir wieder an den einprägsamen Beginn der Ode erinnert werden: *Lange lieb' ich dich schon ... Lange* wird vorangestellt – Konsonanten und Vokale werden wiederholt.

Die Frage stellt sich natürlich, wann und wie oft Hölderlin tatsächlich Heidelberg besuchte und wann er schließlich das Gedicht veröffentlichte. Und war er eigentlich selbst der *Flüchtige*, dem der Neckarstrom *kühle Schatten* schenkte, wie die fünfte Strophe es ausdrückt?

In der so genannten Großen Stuttgarter Ausgabe der Werke Hölderlins (herausgegeben von Friedrich Beißner, den ich ja in meinen ersten Semestern in Tübingen noch erleben konnte, bevor er 1970 emeritiert wurde und dann schon 1977 starb) kann man teilweise Antworten darauf bekommen: „Hölderlin ist zum erstenmal am 3. Juni 1788 in Heidelberg gewesen, auf einer fünftägigen Reise von Maulbronn an den Rhein.- - Aus der Reiseschilderung für die Mutter sind diese Sätze hervorzuheben. *Die Stadt gefiel mir außerordentlich wohl. Die Lage ist so schön, als man sich je eine denken kann. Auf beiden Seiten und am Rücken der Stadt steigen steile waldichte Berge empor, und auf diesen steht das alte ehrwürdige Schloß ...* Spätere Besuche der Stadt (etwa bei der Heimkehr von Jena im Juni 1795, auf der Fahrt nach Frankfurt Ende Dezember 1798, auf der Durchreise nach Rastatt im November 1795 mit Sinclair, bei der Heimkehr von Homburg Ende Mai oder Anfang Juni 1800) sind nicht ausdrücklich bezeugt. [...] Die unmittelbare Anrede im Praesens zu Beginn des Gedichts, die sich deutlich gegen die in der dritten Strophe einsetzenden Praeterita abhebt, ist aber ganz gegenwärtig und unfingiert [nicht zu poetischem Zweck erfunden] zu nehmen und zwingt zu dem Schluß, daß einer von den späteren Besuchen wahrscheinlich der von 1800 (zur selben Jahreszeit wie bei der Heimkehr von Jena!) die Vollendung der spätestens im Juni 1798 schon [...] entworfenen Ode veranlaßt hat. Die seit dem Entwurf nun noch vergrößerte Zeitspanne gegenüber dem erinnerten Erlebnis führt zu der Einfügung des Adverbs *einst*“ [Beißners Erläuterungen, Bd. II,2, S.407f.] im ersten Vers der dritten Strophe.

Zum Verständnis der fünften Strophe, muss man unterschiedliche biografische Informationen zusammentragen, um schließlich zu erkennen, dass Hölderlin immer wieder, wenn nicht sogar unablässig auf der Flucht war: vor seiner strengen Mutter, vor den möglichen Zwängen eines Pfarramts; dann entzog er sich abrupt dem Einfluss Fichtes und Schillers in Jena 1795 und nahm eine Hofmeisterstelle im Hause des Bankiers Gontard am Großen Hirschgraben – unweit der Familie Goethe - in Frankfurt an.

Auch dort kam es natürlich wieder zu einer Fluchtbewegung: zunächst nicht weit weg nach Homburg – wo Susette, die Mutter seines Zöglings, und er als Hauslehrer Holder sich immer noch heimlich treffen konnten -, bis sich beide den gesellschaftlichen Zwängen beugten und Hölderlin im Frühsommer 1780 – wie Beißner oben erwähnt - die Gegend um Frankfurt verließ und vorübergehend in Stuttgart Zuflucht fand.

Bevor wir uns der dann entstandenen Elegie *Stutgard* zuwenden, in der es an zentraler Stelle heißt *Glückliches Stutgard, nimm freundlich den Fremdling mir auf*, fassen wir das Ergebnis für *Heidelberg* folgendermaßen zusammen: Sowohl beim zweiten als auch beim vierten Besuch (1795 und 1800) konnte sich Hölderlin als *Flüchtigen* bezeichnen, dessen *Herz, wenn es sich selbst zu schön, / Liebend unterzugehen / In die Fluten der Zeit sich wirft*.

Bei meiner Beschäftigung mit Hölderlin in dieser außergewöhnlichen Zeit im Mai 2020, in der das Reisen untersagt ist, stellte ich anhand meiner Fotografien fest, dass ich ebenfalls mindestens viermal die Stadt besucht haben muss, wobei mein zweiter Besuch, in den neunziger Jahren, mich vermutlich wenig beeindruckte, da ich mit der Aufsicht einer riesigen Schülergruppe des deutsch-amerikanischen Austauschprogramms befasst war. Der nächste Besuch fand im Frühjahr 2016 – also genau 50 Jahre nach meiner Gedichtrezitation auf der Alten Brücke – statt und ein weiterer 2018. Zur Zeit Hölderlins war die Brücke übrigens neu gebaut worden.

2016 besuchte ich zum ersten Mal Veranstaltungen des Musikfestivals ‚Heidelberger Frühling‘ und mischte mich auch in den Touristenrummel in der Altstadt und auf der Schlossruine. Da ich damals fast eine Woche Zeit hatte, machte ich zudem eine Schifffahrt auf dem Neckar ab der Alten Brücke, wanderte oberhalb der Burg auf dem Königstuhl nahezu alleine, und weil ich morgens früh losging, war auch mein Spaziergang über den Philosophenweg auf der andern Seite des Neckars noch beschaulich: *Sträucher blühten herab ... im heitern Tal* – so hätte ich ohne Zögern Hölderlin zitieren können.



Mein für April 2020 geplanter Besuch des *Heidelberger Frühlings* musste notgedrungen ausfallen. Aber meine Bemühungen um diesen Beitrag am PC in Stuttgart ermöglichen mir stattdessen nicht geahnte Gedankenassoziationen von der Gegenwart in die Vergangenheit und wieder zurück – sie machen mich wahrlich *traurigfroh*!

STUTTGARD - AN SIEGFRIED SCHMIDT

Anfang Strophe 1

Wieder ein Glück ist erlebt. Die gefährliche Dürre geneset,
Und die Schärfe des Lichts senget die Blüthe nicht mehr.
Offen steht jezt wieder ein Saal, und gesund ist der Garten,
Und von Reegen erfrischt rauschet das glänzende Thal,
Hoch von Gewächsen, es schwellen die Bäch' und alle gebundnen 5
Fittige wagen sich wieder ins Reich des Gesangs.
Voll ist die Luft von Fröhlichen jezt und die Stadt und der Hain ist
Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt.
Gerne begegnen sie sich, und irren untereinander.
Sorgenlos, und es scheint keines zu wenig, zu viel. [...]

Anfang Strophe 3

Aber damit uns nicht, gleich Allzuklugen, entfliehe
Diese neigende Zeit, komm' ich entgegen sogleich.
Bis an die Grenze des Lands, wo mir den lieben Geburtsort
Und die Insel des Stroms blaues Gewässer umfließt.
Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch.
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt.
Dort begegnen wir uns; o gütiges Licht I wo zuerst mich
Deiner gefühlteren Stralen mich einer betraf.
Dort begann und beginnt das liebe Leben von neuem;
Aber des Vaters Grab seh' ich und weine dir schon?
Wein' und halt' und habe den Freund und höre das Wort, das
Einst mir in himmlischer Kunst Leiden der Liebe geheilt.
[...]

Dies sind zunächst nur ein paar wenige Verse aus dem insgesamt sechsstrophigen Gedicht (zu jeweils 18 Versen), um zu verdeutlichen, dass Hölderlin um 1800 nicht nur Oden schreibt und dass er trotz des Titels *Stuttgart* zunächst seinen Blick weiter schweifen lässt *bis an die Grenze des Lands*, bis zu seinem *lieben Geburtsort*.



Das Herzogtum Württemberg war damals noch klein und Hölderlins Geburtsort Lauffen ist geografisch dadurch gekennzeichnet, dass der Neckar hier eine Schlaufe bildet; doch die emotionale Bedeutung ist natürlich wichtiger:

Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, – Aber des Vaters Grab seh ich ...

Hölderlin hat seinen Vater schon mit zwei Jahren verloren; als der zweite Ehemann seiner Mutter in Nürtingen stirbt, ist er gerade neun geworden; wohl deshalb waren Männerfreundschaften, dokumentiert durch regen Briefwechsel und Widmungsgedichte (an Neuffer, Sinclair, Landauer), für ihn so wichtig; dieser Text ist an Siegfried Schmidt adressiert, einen etwas jüngeren Freund aus der Gegend von Homburg, den er also im Umkreis von Susette Gontard kennenlernte und dem er nun nach der erzwungenen Abreise von dort seine württembergische Heimat ans Herz legt.

In formaler Hinsicht ist das Gedicht nicht nur extrem lang, sondern auch sprachlich komplex und überhöht, was der von Hölderlin hier gewählten antiken Form der Elegie geschuldet ist und in dem online-Angebot für spezielle Führungen in Stuttgart zu dem Eintrag führt: „So verdankt die Stadt Stuttgart Hölderlin eines ihrer schönsten, wenn auch schwierigsten ‚Stuttgart‘-Gedichte“ [<https://www.stuttgart-recherche.de/führungen/individuelle-führungen/hölderlin-in-Stuttgart/>].

Was ist so schwierig an der seit der Antike überlieferten Form der Elegie? Suchen wir wieder Hilfe in der *Poetik in Stichworten*, die mich seit meinem Studium begleitet: „Im gr. Altertum ein lyr.-ep. Gedicht aus Distichen (Verbindung von Hexameter und Pentameter)“ [op.cit., S.144].

Es ist also nicht der möglicherweise klagende Ton, so wie wir heute oft den Begriff eingeschränkt verstehen, sondern es ist die strenge Abfolge von Zweizeilern, weshalb in anspruchsvollen Druckwerken jede zweite Zeile eingerückt erscheint. Auch das Versmaß wechselt immer ab – vom Hexameter zum Pentameter, also folgt auf einen Vers mit sechs Hebungen / betonten Silben (gr. hexe) ein Vers mit fünf (gr.pente); die Anzahl und Reihenfolge möglicher Senkungen / unbetonter Silben ist nicht immer gleich. Dadurch kann es manchmal etwas unruhig bzw. holprig wirken, ist aber gerade deshalb gut geeignet für längere epische Texte. Homers *Ilias* und *Odyssee* sowie Vergils *Aeneis*, die großen antiken Epen, sind durchgängig in Hexametern geschrieben.

Das einzelne Distichon (also der Zweizeiler mit Sechs- und Fünfhebern im Wechsel) wurde oft für einprägsame Lehrsätze verwendet.

In meiner einbändigen Buchclub-Sonderausgabe finden sich sechs Elegien Hölderlins, von denen die erste tatsächlich auch im Gehalt elegisch ist, *Menons Klagen um Diotima*, in der Hölderlin die schmerzhafteste Trennung von Susette Gontard verarbeitet, die er als Platons weise Frau Diotima verherrlicht. Die anderen Elegien sind feierlich, sie preisen Jahreszeiten und Landschaften und die damit verbundenen Stimmungen.

Dies bestätigen auch die weiteren Ausschnitte der Elegie „*Stuttgart*“, die wir nunmehr in der modernen Rechtschreibung wiedergeben:

In Strophe 4

[...]

Groß ist das Werden umher. Dort von den äußersten Bergen
Stammen der Jünglinge viel, steigen die Hügel herab.
Quellen rauschen von dort und hundert geschäftige Bäche,
Kommen bei Tag und Nacht nieder und bauen das Land.
Aber der Meister pflügt die Mitte des Landes, die Furchen
Ziehet der Neckarstrom, ziehet den Segen herab.
Und es kommen mit ihm Italiens Lüfte, die See schickt
Ihre Wolken, sie schickt prächtige Sonnen mit ihm.

Darum wächset uns auch fast über das Haupt die gewaltge
Fülle, denn hieher ward, hier in die Ebne das Gut
Reicher den Lieben gebracht, den Landesleuten, doch neidet
Keiner an Bergen dort ihnen die Gärten, den Wein
Oder das üppige Gras und das Korn und die glühenden Bäume,
Die am Wege gereiht über den Wanderern stehn.

Anfang Strophe 5

Aber indes wir schau'n und die mächtige Freude durchwandeln,
Fliehet der Weg und der Tag uns, wie den Trunkenen, hin.
Denn mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt schon
Die gepriesene, dort leuchtend ihr priesterlich Haupt.
Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne
Hoch in die seligen purpurnen Wolken empor.
Sei uns hold! dem Gast und dem Sohn, o Fürstin der Heimat!
Glückliches Stuttgart, nimm freundlich den Fremdling mir auf!
Immer hast du Gesang mit Flöten und Saiten gebilligt,
Wie ich glaub' und des Lieds kindlich Geschwätz und der Mühn
Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste,
Drum erfreuest du auch gerne den Sängern das Herz.
[...]

In der Strophe 6

[...]
Aber die Nacht kommt! laß uns eilen, zu feiern das Herbstfest
Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz.
Und was uns der himmlische Tag zu sagen geboten,
Das zu nennen, mein Schmidt! reichen wir beide nicht aus.
[...]

Die letzten beiden Distichen sind gute Beispiele dafür, wie in dieser Form des Zweizeilers selbst die gegensätzlichsten Sachverhalte sich prägnant ausdrücken lassen und ein längerer Gedankengang zu einem Abschluss gebracht werden kann. Darüberhinaus wären die Ausschnitte eine wahre Fundgrube für sprachlich anspruchsvolle Werbetexte der heutigen Landeshauptstadt Stuttgart, insbesondere auch für ihre Chöre und Gesangsvereine. Fritz Kuhn postete tatsächlich schon sechs Wochen vor seiner Wahl zum Oberbürgermeister 2012 in seinem Facebook-Account die zentrale Stelle aus Vers 80: „Glückliches Stutgard, nimm freundlich den Fremdling mir auf!“

Einen weiteren Imperativ „Komm! ins Offene, Freund!“ verwendet Rüdiger Safranski Ende 2019 als Untertitel seiner Hölderlin-Biografie, und auch der SWR hat diese Vershälfte vom Anfang einer weiteren Elegie über Stuttgart genommen, um ein ‚Konzert‘ mit Musik und Literatur anzukündigen, das im Funkstudio Stuttgart am 23./24. April 2020 produziert und seit dem 2. Mai als Video online aufgerufen werden kann [<https://www.swr.de/swrclassic/symphonie-orchester/komm-ins-offene-freund-100.html>].

Für den Themenschwerpunkt *#Zusammenhalten für die Kultur* liest Walter Sittler, der sonst im Fernsehen an der schwedischen Küste Kriminalfälle löst oder auf Stuttgarts Plätzen mit seiner Stimme das Aktionsbündnis gegen Stuttgart21 unterstützt, nun Texte, die sich auf die veränderten Lebensbedingungen im Zeichen des Covid-19-Virus beziehen lassen. Albert Camus, Xavier de Maistre, Philip Roth und Friedrich Hölderlin kommen da zu Wort.

Mitglieder des SWR Vokalensembles singen a capella Stücke von Thomas Morley (Ende 16.Jhdt.) bis zu den BeeGees; auch die begeisternde *Fuge aus der Geographie für sprechenden Chor*, die Ernst Toch 1930 schrieb, bevor er 1933 ins Exil ging, findet hier ihren Platz. – Eine kammermusikalische Auswahl des SWR Symphonieorchesters spielt dazwischen meist kürzere Kompositionen, ebenfalls mit der Bandbreite vom Barock bis heute.

Dazwischen moderiert Katharina Eickhoff: sie weist nicht nur auf die Hintergründe der Werke hin, sondern nimmt auch immer wieder Bezug auf unsere heutige Situation, in der wir solche kulturellen Veranstaltungen nicht live verfolgen können. - - „Im Social Distancing war Friedrich Hölderlin gut. 36 Jahre lang hat er zuletzt in seinem Turmzimmer in Tübingen verbracht und sich ziemlich erfolgreich alle auf Abstand gehalten ...“, so kommentiert sie beispielsweise.

Das letzte Werk, das die vier Solotrompeter des SWR Symphonieorchesters spielen, stammt von dem zeitgenössischen amerikanischen Komponisten James Stephenson und trägt den Titel „Fanfare for an Angel“, was mich in diesem Zusammenhang an die Engelsgestalt in Rainer Maria Rilkes *Duineser Elegien* denken ließ. - Rilke hatte ich natürlich schon im Studium kennengelernt und sein Gedicht *Der Panther* ist ja wohl in allen Klassenzimmern der Gymnasien und Realschulen zu Hause; aber die so genannten *Duineser Elegien* kannte ich bis Ostern 2019 nur dem Titel nach.



Damals bereitete ich mich auf einen siebentägigen Aufenthalt in Triest vor und stellte fest, dass ich mich dort nicht nur auf den Spuren von James Joyce durch die Stadt bewegen kann, sondern dass es 20 km nördlich einen 2 km langen, nach Rilke benannten Küstenwanderweg gibt – und zwar ausgehend vom Castel Duino, in welchem Rilke zwischen 1911 und 1922 immer wieder als Gast der Gräfin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe einige Zeit verbrachte und an den ersten seiner insgesamt zehn Elegien arbeitete. In der gleichen Zeit beschäftigte er sich auch ausführlich mit Hölderlin.

Die erste Elegie umfasst beinahe hundert Zeilen und beginnt folgendermaßen:

*Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel
Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme
Einer mich plötzlich ans Herz: Ich verginge von seinem
Stärkeren Dasein. Denn das schöne ist nichts
Als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen,
und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht,
uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich. [...]*

Mit dem Titel und der klagenden Haltung nimmt Rilke Bezug auf die antike Gattung der Elegie, ohne sich aber an die formalen Kriterien eines Distichons zu halten. Oft sind seine Verse freirhythmische Variationen. Was den Gehalt anbelangt, thematisiert Rilke in dem Zyklus insgesamt das menschliche Leben mit seinen Widersprüchen auf einem abstrakten und zunehmend unverständlichen philosophischen Niveau. Jede Leserin, jeder Leser müsste sich sehr intensiv damit beschäftigen, um mit Rilke Schritt zu halten.

Über die oben zitierte, noch relativ nachvollziehbare Bilderwelt, äußerte sich Rilke in einem Brief: *„Der ‚Engel‘ der Elegien hat nichts mit dem Engel des christlichen Himmels zu tun (eher mit den Engelgestalten des Islam) [...] Der Engel der Elegien ist dasjenige Geschöpf, in dem die Verwandlung des Sichtbaren in Unsichtbares, die wir leisten, schon vollzogen erscheint. [...] Der Engel der Elegien ist dasjenige Wesen, das dafür einsteht, im Unsichtbaren einen höheren Rang der Realität zu erkennen. Daher »schrecklich« für uns, weil wir, seine Liebenden und Verwandter, doch noch am Sichtbaren hängen.“* – Rilke im Brief an Witold Hulewicz, 13. November 1925 [aus: https://de.wikipedia.org/wiki/Duineser_Elegien]

Nach so schwer verdaulicher Kost, soll unsere literarische Gedankenreise wieder von Rilke und Duino zu Hölderlin und Stuttgart zurückführen, wo vieles konkreter und zugleich offener wird, auch wenn die entsprechende Elegie aus dem Jahre 1800, die Walter Sittler in dem erwähnten SWR online-Programm zum Abschluss liest, vermutlich ein Fragment ist, also nicht zu Ende geschrieben wurde.

Der Gang aufs Land. - An Landauer

Komm! ins Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter und eng schließet der Himmel uns ein.
Weder die Berge sind noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunsch und leer ruht von Gesange die Luft.
Trüb ists heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen und fast will
Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.
Dennoch gellinget der Wunsch, Rechtglaubige zweifeln an Einer
Stunde nicht und der Lust bleibe geweiht der Tag.
Denn nicht wenig erfreut, was wir vom Himmel gewonnen,
Wenn ers weigert und doch gönnet den Kindern zuletzt.
Nur daß solcher Reden und auch der Schritt' und der Mühe
Wert der Gewinn und ganz wahr das Ergötzliche sei.
Darum hoff ich sogar, es werde, wenn das Gewünschte
Wir beginnen und erst unsere Zunge gelöst,
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz ist,
Und von trunkener Stirn' höher Besinnen entspringt,
Mit der unsern zugleich des Himmels Blüte beginnen,
Und dem offenen Blick offen der Leuchtende sein.

Die Verse vier bis sechs über die *bleierne Zeit* „klingen ja fast wie eine Vision unserer heutigen Lage“, so kündigt Katharina Eickhoff die Elegie an.

Denn nicht Mächtiges ists, zum Leben aber gehört es,
Was wir wollen, und scheint schicklich und freudig zugleich.
Aber kommen doch auch der seegenbringenden Schwalben
Immer einige noch, ehe der Sommer ins Land.
Nämlich droben zu weihn bei guter Rede den Boden,
Wo den Gästen das Haus baut der verständige Wirt;
Daß sie kosten und schau'n das Schönste, die Fülle des Landes,
Daß, wie das Herz es wünscht, offen, dem Geiste gemäß
Mahl und Tanz und Gesang und Stuttgarts Freude gekrönt sei,
Deshalb wollen wir heut wünschend den Hügel hinauf.
Mög ein Besseres noch das menschenfreundliche Mailicht
Drüber sprechen, von selbst bildsamen Gästen erklärt,
Oder, wie sonst, wenns andern gefällt, denn alt ist die Sitte,
Und es schauen so oft lächelnd die Götter auf uns,
Möge der Zimmermann vom Gipfel des Daches den Spruch tun,
Wir, so gut es gelang, haben das Unsre getan.

Aber schön ist der Ort, wenn in Feiertagen des Frühlings
Aufgegangen das Thal, wenn mit dem Neckar herab
Weiden grünend und Wald und all die grünenden Bäume
Zahllos, blühend weiß, wallen in wiegender Luft
Aber mit Wölkchen bedeckt an Bergen herunter der Weinstock
Dämmert und wächst und erwärmt unter dem sonnigen Duft.

Die überlieferten vierzig Verse sind vermutlich in der gleichen Zeit entstanden wie die Siegfried Schmidt gewidmeten 108 Verse, und zwar im Hause des Stuttgarter Tuchhändlers Landauer [heute Ecke Gymnasiumstraße / Königstraße], wo Hölderlin ein paar Monate Zuflucht fand, nachdem er sich im Juni 1800 von Susette Gontard zurückziehen musste.



Alte Ansicht der heutigen Königstraße mit dem Gymnasium illustre, links das Haus der Familie Landauer

<https://www.hoelderlin-gesellschaft.de/website/de/hoelderlin-orte/stuttgart>

„In einem ruhigen und von Freundschaft erfüllten Sommer entstehen zahlreiche Gedichte. Dennoch sucht Hölderlin nach einer neuen Stelle“, so charakterisiert Härtling diese Phase [*Behalten sie mich immer in freundlichem Angedenken*]. Briefe von und an Friedrich Hölderlin. Ausgewählt und herausgegeben von P.Härtling, Köln 1994, S.48]

Dass es jedoch im Inneren des Dichters nicht allzu ruhig zugeht, lässt sich an vielen extrem emotional geladenen, enthusiastisch-superlativen Wendungen in beiden Elegien erkennen, die meist noch durch lautmalerische Verwendung der Konsonanten verstärkt werden: *erfrischt rauschet das Tal - es schwellen die Bäch – voll ist die Luft von Fröhlichen – das Wort, das / einst mir in himmlischer Kunst Leiden der Liebe geheilt – groß ist das Werden umher - von den äußersten Bergen stammen der Jünglinge viel – Quellen rauschen von dort und hundert geschäftige Bäche kommen – prächtige Sonnen – gewaltge / Fülle – das üppige Gras und das Korn und die glühenden Bäume – hoch in die seligen purpurnen Wolken empor*

Dies sind bisher nur Beispiele, die sich in den von mir ausgewählten 52 Versen der *Stuttgart*-Elegie auf den ersten Blick finden lassen, und selbst in dem Fragment mit dem so sachlichen Titel *Der Gang aufs Land* werden viele Eindrücke übersteigert und religiös verklärend wiedergegeben: *der Lust bleibe geweiht der Tag – von trunkener Stirn höher Besinnen entspringt – segenbringende Schwalben ... weihn den Boden – das Schönste, die Fülle des Landes - und all die grünenden Bäume / Zahllos, blühend weiß, wallen in wiegender Luft*

In der realen Wirklichkeit fühlte sich Hölderlin auch in dieser Zeit und Umgebung nicht aufgehoben. Kurz nach der Entstehung der gar nicht klagenden, sondern schwelgerischen Elegien bricht er Ende Januar 1801 zu Fuß nach Bordeaux auf, um eine neue Hauslehrerstelle bei einem Weinhändler anzutreten, wo er aber nur ein paar Monate bleibt. „Mitte Mai verläßt Hölderlin ohne weitere Begründung seine Arbeitsstelle und wandert über Paris zurück in die Heimat. Er trifft erschöpft und verwirrt in Nürtingen ein“, so formuliert es Härtling in seiner oben erwähnten Briefausgabe [op.cit., S..50] und verzichtet dabei auf eine mögliche Bewertung.

Ob er sich in seinem 1976 veröffentlichten Roman über den Dichter auch so zurückhält, kann man bei eigener Roman-Lektüre überprüfen bzw. eine Ahnung davon erhalten, wenn man Roland Häckers Lesung der ersten Seiten im neuen podcast auf der Website unseres Literaturklubs verfolgt [<https://literaturklub-sindelfingen.de/2020/05/12/podcast-haertling-hoelderlin>]. Immerhin wird schon in diesen knapp zehn Minuten hörbar, wie sehr der schwäbische Pietismus Johanna Hölderlin zu „Demut und Bescheidenheit“ nötigte und ihren Sohn Fritz bedrückte.

Zum Abschluss meiner kurzen Reise mit den Oden und Elegien Hölderlins fange ich an, darüber nachzudenken, ob mich in meiner Jugend Hölderlins Gedichte gar nicht wegen der fehlenden Reime angesprochen haben, sondern weil sie mich spüren ließen, dass man sich aus einengenden familiären Verhältnissen emanzipieren muss. Und diese Überlegungen machen mich durchaus froh, um nicht schon wieder Hölderlins Oxymoron *traurigfroh* zu gebrauchen.

Doch am Ende soll noch ein anderer schwäbischer Dichter, der ebenfalls in Tübingen studierte, zu Wort kommen: Eduard Mörike, der bei einem Besuch von Hölderlins Schwester in Nürtingen nach dessen Tod 1843 von ihr die Handschrift der Ode *Heidelberg* erhalten hatte, schrieb sie ganz exakt ab und schickte dieses Blatt seinem engsten Freund Hartlaub mit folgenden Worten:

„Hierbei erhältst du ein schon vor sechs Wochen oder länger für Dich geschriebenes und in der Zwischenzeit verlorenes Blatt, die Abschrift des schönsten Hölderlinschen Gedichts mit allen wesentlich veränderten Stellen des ersten Entwurfs nach seiner Handschrift. Es wird dich unterhalten, in die Entstehung des Stücks hineinzusehen, wie es sich nach und nach gereinigt hat, Gedanke und Ausdruck immer klarer und kräftiger wurde. [...]“

[Eduard Mörike. 1804 – 1875 - 1975. Gedenkausstellung zum 100. Todestag im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 2.Aufl. Tübingen 1990, S. 404]

Renate Alber-Bussas, in Stuttgart Mitte Mai 2020